

BR2 Positionen am 06.09.2020

zum Gedicht

„Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen“

von Rainer Maria Rilke

Herzlich willkommen zu einer Viertelstunde „Positionen“ heute, am 13. Sonntag nach Trinitatis. Mein Name ist Martin Jäger, ich bin Seelsorger am Martha-Maria-Krankenhaus in Nürnberg.

Vom September 1899 datiert ein Gedicht, in dem Rainer Maria Rilke das Leben und die Beziehung zu Gott beschreibt. 24 Jahre alt war er da und hatte sich davor schon entschieden von der religiösen Praxis seiner Mutter abgekehrt, die ihm kalt und leer erschienen war. Die Frage nach dem Grund und dem Wesen der Dinge hat er deshalb aber keineswegs aufgegeben.

Das wird in diesem und in weiteren Gedichten erkennbar, die er 1905 in einem Sammelband mit dem Titel „Das Stundenbuch“ veröffentlicht hat.

Mehr als hundert Jahre alt sind diese Verse, aber sie haben nichts von ihrer Frische und Aktualität eingebüßt.

Die Themen, die den Dichter bewegen, beschäftigen auch uns Heutige: Grenzen öffnen, den Kampf der Religionen um die absolute Wahrheit überwinden, in Frieden miteinander und im Einklang mit der Natur leben.

Rilke möchte den *einen* Gott hinter den vielen Gottesbildern finden. Dazu begibt er sich auf Spurensuche. Im eigenen Leben, im Leben anderer Kulturen und fremder Religionen möchte er Zusammenhängen und Kräften nachspüren, die unsere sichtbare Welt transzendieren.

Entschlossen macht er sich auf. Und das in einer Zeit, in der – ähnlich wie heute – alles Religiöse fragwürdig geworden ist und der überlieferte Glaube an Gott seine Kraft verloren zu haben scheint. Hören wir auf das Gedicht

„Ich lebe mein leben ...“:

**„Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen,
die sich über die Dinge ziehn.
Ich werde den letzten vielleicht nicht vollbringen,
aber versuchen will ich ihn.**

**Ich kreise um Gott, um den uralten Turm,
und ich kreise jahrtausendlang;
und ich weiß noch nicht: bin ich ein Falke,
ein Sturm
oder ein großer Gesang.“**

Das Bild der Wachstumsringe eines Baumes wird in der ersten Strophe zur Metapher für ein menschliches Leben. Mit den Jahren wachsen neue Ringe, zieht das Leben immer weitere Kreise und nimmt an Erfahrung zu.

Das geschieht in der Begegnung mit dem, was der Dichter „die Dinge“ nennt. Rilke zeichnet hier den Weg eines Menschen als lebenslange Entwicklung.

„Ich lebe mein Leben in wachsenden Ringen.“

Die ‚Dinge‘ stehen für die gesamte Wirklichkeit. Sie besteht aus ‚Dingen‘, die schön sein können, aber auch schwer. Die ‚Dinge‘ sind keineswegs nur Gegenstände, materielle Sachen oder Wissensinhalte, sondern nicht zuletzt auch Erfahrungen, Gefühle und Lebenssituationen. All diese Dinge wollen vom Ich nicht nur betrachtet umkreist und erkundet werden, sondern „überzogen“, d.h. eingehüllt, hineingewoben in die Lebensgeschichte.

Die ‚Dinge‘ bilden das Dasein der menschlichen Existenz. In den ‚Duineser Elegien‘, die zwanzig Jahre nach unserem Gedicht datieren, schreibt Rilke: *„Ich gebe mich nicht mit dem Anschein der Dinge zufrieden. Ich weiß, dass die Dinge eine tiefere Bedeutungsebene besitzen. Ich mache mich auf, die ‚Dinge‘ im größeren Zusammenhang ihrer Erschaffung zu erkunden.“*

Das Leben ist ein Prozess. Es entwickelt sich, wächst, es entfaltet sich in Kreisen, und ist doch zugleich auch endlich und begrenzt.

Es wird auf meiner Lebensbahn einen letzten Ring geben. Und ob ich diesen letzten Ring zu Ende führen werde, ob sich der Kreis schließen wird, ob mein Leben rund und ganz sein wird, ist zumindest fraglich.

Auch die Einsicht in die Begrenztheit des Lebens ist ein Wachstumsschritt, den der Mensch in seinem Ziehen über die ‚Dinge‘ erlangt. Genauso wie die Erkenntnis des möglichen Scheiterns.

Werde ich den letzten Ring vollbringen, werde ich mein Leben abrunden, den Kreis schließen können?

Die Einsicht, dass wir an der Aufgabe, das Leben zu meistern, scheitern können, ist schmerzlich. Es ist möglich, dass es mir nicht gelingen wird, mein Leben in Einklang zu bringen mit seinem Grund. Was dann?

Was wird aus mir, wenn ich es nicht vollbringe? Habe ich dann versagt, bin ich verworfen? Wird am Ende alles nichts, alles vergeblich gewesen sein? Und mein Leben sinnlos und verloren?

Aus den Worten, mit denen der Dichter die Möglichkeit des Scheiterns einräumt, spricht allerdings keine Verzweiflung. Bedauern freilich, und Wehmut, aber keine Resignation. *„Ich werde den letzten vielleicht nicht vollbringen“*, sagt er. *„Aber versuchen will ich ihn.“*

Sein „Aber“ ist nicht trotzig, er kämpft nicht gegen das Unverfügbare an und stemmt sich nicht gegen das Unvermeidliche.

Ich höre Entschlossenheit. Ja, eine Lust, sich der Herausforderung zu stellen. „Mal sehen, was geht. Die Aufgabe ist groß. Vielleicht zu groß. Aber einen Versuch ist es wert.“

Das ‚Ich‘ dieses Gedichts weiß offenbar nicht nur um die Möglichkeit des Scheiterns, sondern hat auch eine zarte Ahnung, eine leise Zuversicht, dass sein Scheitern keine Katastrophe wäre, sondern dass er scheitern *darf*.

Darf er hoffen, dass vielleicht ein *Anderer* vollenden wird, was er einmal nicht vollbracht haben wird? Und erwächst ihm aus dieser Hoffnung die Gelassenheit, sein Leben bis zum Ende als Chance zu begreifen, als Möglichkeit, sich zu versuchen?

Diesen Anderen – oder *dieses* Andere nimmt der Dichter in der zweiten Strophe in den Blick. Den Wachstumskreisen des Baums, dem Wachsen und Entfalten des Lebens, wird in der zweiten Strophe eine weitere Kreisbewegung überlagert: Das Kreisen „um Gott, um den uralten Turm.“

Diese Kreisbewegung ist wie eine Umlaufbahn. „*Jahrtausendelang*“ schon währt dieses Kreisen des Menschen. Schon *vor* seiner Geburt.

Das Kreisen um Gott, den „uralten Turm“, um die Mitte, ist permanent. Eine Konstante. Es ist vorgegeben.

Diese Kreisbewegung zentriert das Leben und bettet es zugleich ein in die Grundbefindlichkeit des Menschseins, das sich vorfindet als auf etwas außer sich Bezogenes.

Mit der Bezeichnung Gottes als „uralten Turm“ ist seine herausragende Größe und Bedeutung benannt. Zugleich steht er aber auch für eine unüberbrückbare Distanz. Steil aufragend. Schroff. Vertikal. Erhaben steht Gott da. Wie eine uneinnehmbare Festung. Gott steht für sich. Ein Solitär.

Seit Urzeiten. Schon immer.

Und die Menschen kreisen um ihn.

Sie sind auf ihn bezogen und doch von ihm getrennt.

In Gott, dem uralten Turm, sieht der Dichter das Zentrum, um das alles Leben kreist, die geheimnisvolle Mitte, die dem Menschen seit jeher vorgegeben ist.

Gleichwohl gibt es auch in diesem vorgegebenen Kreisen Gestaltungsspielraum und eine Gestaltungsaufgabe für das eigene Sein:

Wo ist *mein* Platz? Wie ist *mein* Verhältnis zu Gott?

Wo verläuft *meine* Umlaufbahn um diesen „uralten Turm“?

Bin ich zufrieden mit meiner Rolle in der Peripherie, mit dieser unüberwindbaren Distanz, mit dem Kreisen um die uralte Mitte?

Wünsche ich mir vielleicht, von der geheimen Kraft befreit zu werden, die mich in der Umlaufbahn hält?

Sehne ich mich danach, loszukommen, das unsichtbare Band zu zerschneiden und in die unendliche Freiheit katapultiert zu werden?

Oder laufe ich Sturm gegen den Turm, weil ich selbst ins Zentrum gelangen, zum Kern vordringen und mit ihm verschmelzen will?

Bin ich wie ein „*Falke*“, schnell und zielsicher;

oder bin ich *stürmisch*, wie ein Orkan, der mit unbändiger Wucht gegen den Turm brandet und an seiner Autorität rüttelt?

Oder gleicht mein Verhältnis zu Gott eher den Tönen eines „*großen Gesangs*“?

Kreise ich im Einklang und völliger Harmonie um die Mitte, im großen Lobpreis des Einverständnisses, des Staunens und der Bewunderung für den tragenden Grund meiner Existenz?

Die Fragen nach meinem Platz und meiner Rolle im Universum sind mir als Mensch aufgegeben. Sie können manchmal bedrängend sein, besonders in Situationen, in denen wir auf der Suche sind.

Wenn das Leben sich rätselhaft und verworren anfühlt.

In einer Krise. An einem Wendepunkt.

Wer bin ich? Was bin ich?

Bin ich „*ein Falke, ein Sturm oder ein großer Gesang?*“

Bin ich mal das eine? Mal das andere?

Musik

Die beiden Kreisbewegungen, die Rilke in diesem Gedicht entfaltet, ergänzen sich und sind sozusagen komplementär.

Die *erste* zeichnet das Leben als in Jahresringen wachsenden Baum, der im göttlichen Grund wurzelt, und doch eines Tages mitten in seinem Werden abgebrochen werden wird – von anderer Hand, ohne dass dies dem tiefen Sinn, zu werden, zu reifen, der Vollendung entgegen zu streben, seinen Wert rauben kann.

Diese Hoffnung, diese Zuversicht thematisiert die *zweite* Kreisbewegung.

Das Kreisen der Seele um Gott, sich selber suchend, sich entdeckend in Gott.

Diese Bezogenheit auf Gott, das Kreisen um jenen uralten Turm, scheint eine Konstante des Lebens zu sein. Dieser Turm ist die Mitte. Das Zentrum.

Der Fixpunkt.

Mal ist Gott für mich Heimat, so wie für den Falken der Turm. Mal bin ich klarsichtig, schwinge mich auf, schwebe über den Dingen, fühle mich stark und frei.

Mal rüttele ich, erfüllt von Zweifeln, an seinen Grundfesten. Lehne mich auf.

Laufe Sturm gegen den Gott, der mir fern und fremd und unannehmbar scheint.

Und dann wieder besinge ich staunend und voller Ehrfurcht seine unbegreifliche Herrlichkeit und Größe.

Die Frage nach dem, was Gott für mich ist, hört nie auf. Es gibt keinen Stillstand. Alles Leben ist Bewegung. Jahrhundertlang. Seit je her und in Ewigkeit.

Auch unsere Beziehung zu Gott ist in Bewegung. Sie verändert sich.

Mal fühlen wir uns ihm nah. Haben Einsicht, Erkenntnis, Klarheit.

Mal scheint Gott uns schrecklich fremd.

Und manchmal fühlen wir uns in ihm geborgen und in geheimnisvoller Harmonie verbunden.

Für den Dichter gibt es nicht den einen richtigen Modus, den ich anstreben muss. Entscheidend ist es, in Beziehung zu bleiben, wenn ich mein Leben in wachsenden Ringen lebe. In Beziehung zu dem uralten Turm, der auch meinen letzten Ring vollenden wird.

Unser christlicher Glaube lebt aus der Hoffnung, dass wir über allem und vor allem aus der Zusage leben, dass Gott selber für das aufkommt, was immer wir ihm und einander schuldig bleiben im Leben.

Jesus Christus hat vollbracht, woran wir scheitern mussten.

Mit den Worten des Galaterbriefs: (Gal 2,20)

„Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir. Denn was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt hat und sich selbst für mich dahingegeben.“

Die Liebe Gottes, die im Leben und Sterben Jesu wirklich geworden ist, hebt den Unterschied zwischen Gott und Mensch nicht auf. Aber sie macht aus der unendlichen Kreisbewegung um den Turm, die uns in einer anonymen Umlaufbahn hält, eine wirkliche Begegnung.

Und aus der Zusage, dass Gott *selbst* mein Leben ans Ziel bringt, kann mir der Mut und die Gelassenheit wachsen, mein Leben als Chance anzunehmen, nicht zu resignieren und auch den letzten Ring zu versuchen.

Im Vertrauen auf Christus, der dem uralten Turm seine Schroffheit genommen und ihm ein Gesicht gegeben hat, und der uns verspricht, dass nichts uns je von Gottes Liebe trennen kann.

In Beziehung bleiben – sich auf Gott beziehen, das tun wir, wenn wir beten.
Ich habe ein Gebet formuliert, das die Gedanken aufnimmt, die im Kreisen um
das Gedicht von Rainer Maria Rilke in mir entstanden sind, und ich lade Sie ein,
diesen Worten nachzusinnen und – wenn sie möchten, sie mit zu beten:

Gott,

noch nie habe ich dich einen uralten Turm genannt.

Mitte. Zentrum. Ur-Grund. Fixpunkt. Kern. Fels in der Brandung. Ja.

Aber nicht unnahbar, nicht kalt, nicht fern.

Herr Jesus Christus, dir sei Dank!

Du bist mir nah. Du kennst mein Ringen mit den Dingen, meine Kämpfe mit mir
selber und mit Gott. Meine Entrüstung. Meine Sprachlosigkeit. Meine
Verzweiflung. Meine Einsamkeit. Mein Kreisen um die immer gleichen Fragen.
Meine Angst zu versagen, das Ziel zu verfehlen, auf der Strecke zu bleiben.

Du hast deinen Lebens-Lauf vollendet, auch für mich, und hast dein Ja zu
meinem Leben längst gesprochen. Du machst mir Mut, auch *meinen* letzten
Ring zu ziehen,

und gibst *uns allen* Worte, uns als Kinder mit dem Ewig-Einen zu verbinden:
Vater unser ...